

Alexander MacLeod
Tun, was getan werden muss

Alexander MacLeod

Tun, was getan werden muss

Stories

Deutsch von Henning Ahrens

Luchterhand

Für meine Eltern, Anita und Alistair

Ich halte inne, wende das Gesicht vom Wind ab
und blicke auf den Weg zurück, den ich gekommen bin.
Meine Eltern stehen da, vom Wind aneinander geweht.

Auch sie bewegen sich nicht, versuchen nur,
sich zu behaupten. Seitlich zum Wind gedreht,
Köpfe und Schultern aneinander gelehnt, erinnern sie
an die Balken eines Dachgiebels.

Alistair MacLeod, »Im Herbst«

*Aber ich spürte: Du bist ein ich,
du bist eine Elizabeth,
du bist eine von ihnen.
Warum solltest du eine von ihnen sein?
Ich wagte kaum aufzuschauen,
das, was ich war, zu sehen.*

Elizabeth Bishop, »Im Wartezimmer«

Lagomorpha

An manchen Abenden spielen das Kaninchen und ich mit der Plüschmöhre Tauziehen, und es kann passieren, dass es mitten darin erstarrt, als hätte es einen Geistesblitz. Dann sieht es mich an, sein lebhafter Blick wird bohrend und starr und schlägt mich in seinen Bann, ich kann ihm nicht ent-rinnen. Seine Albino-Augen haben einen blassrosa Außen-kreis, darin einen fahlgrauen Kreis, darin einen dunkelroten Kern, und dieser saugt mich auf. Schwer zu sagen, wieso, aber während es mich anstarrt, während ich diesen Kern in-mitten zweier konzentrischer Kreise betrachte, komme ich stets aus dem Konzept und habe das Gefühl, durch ein fer-nes Sonnensystem zu trudeln, dessen Planeten um eine lo-dernde, implodierende Sonne kreisen.

Unser Kaninchen – inzwischen wohl meines –, das Ka-ninchen und ich sind in etwas Mysteriöses verstrickt. Manchmal bilde ich mir ein, das Tier zu verstehen, aber zugleich ist mir klar, dass es mich seinerseits durchschaut – sogar viel gründlicher –, bis hinein in mein tiefstes Unter-bewusstes; dass es leiseste Signale wahrnimmt, die nicht einmal ich selbst bemerke. Ein vertracktes Hin und Her. Vielleicht waren wir in letzter Zeit zu oft beisammen. Viel-

leicht habe ich in letzter Zeit zu oft über Kaninchen nachgedacht.

Wie hier festgehalten werden soll, sind Vertreter dieser Art im Allgemeinen launisch und störrisch, zwanghaft und trübsinnig, jähzornig, unberechenbar und rätselhaft. Obendrein unerträglich still. Und doch angenehme Gesellschaft. Man muss bloß Geduld haben, genau beobachten und sich bemühen, die Bedeutung ihrer Regungen zu erfassen, obwohl diese genauso gut vollkommen bedeutungslos sein könnten. Manches liegt auf der Hand. Wenn man von einem Kaninchen gemocht oder für den Abschaum dieses Planeten gehalten wird, spürt man das sofort, aber zwischen diesen Extremen liegt vieles – dazwischen liegt alles –, man weiß nie so recht, woran man mit einem Kaninchen ist. Gut möglich, dass man ein leidgeprüftes, gequältes Tier vor sich hat, denkbar wäre aber auch, dass man seinen Alltag mit einem weiteren angeödeten Geschöpf dieses Universums teilt, einem rundum zufriedenen Mümmelmann, dem es schlicht lieber wäre, wenn man aus dem Zimmer verschwände.

Meist spielt das jedoch keine Rolle. Wir haben unsere jeweilige Alltagsroutine und kommunizieren nur durch die regelmäßigen Streicheleinheiten. Ich kraule mein Kaninchen zwischen den Löffeln, dort, wo es selbst nicht rankommt, und im Gegenzug leckt es meine Finger oder meinen Handrücken ab oder schleckt mir das Salz aus dem Gesicht.

Heute sieht die Sache anders aus. Heute sind wir auf

neues, riskanteres Terrain vorgedrungen, heute brauchen wir für etwa fünf Minuten eine festere, eine tragfähige Verbindung. Um diese herzustellen, muss das Kaninchen etwas Unerhörtes tun, es muss seiner Natur zuwiderhandeln und mindestens einen Laut von sich geben, der eine klare Botschaft vermittelt. Es muss dringend Wörter finden oder etwas, das Wörtern gleichkommt. Es muss reden, sofort, und mir erklären, was zum Teufel hier passiert.

*

Ich sollte wohl gleich zu Beginn festhalten, dass ich nie damit gerechnet hätte, mich als Tierfreund zu entpuppen. Ich bin ohne Haustiere aufgewachsen, wäre also nie auf den Gedanken gekommen, dass die Familie, die ich mit meiner Frau gegründet habe, zusätzlicher Lebewesen bedürfte, vor allem keiner herumwuselnden, deren Krallen auf Hartholzböden klickerklackern.

Sie müssen wissen – und ich nehme an, dies hat entscheidend zur jetzigen Situation beigetragen –, dass Sarah, meine Frau, an einer schlimmen Katzenallergie leidet. Oder litt. Denn sie ist inzwischen nicht mehr meine Ehefrau, sondern meine Partnerin. Wie andere Menschen machten auch wir eine Entwicklung durch, und als die neue Bezeichnung populär wurde – etwa zehn Jahre nach unserer klassischen kirchlichen Trauung –, griffen wir sie sofort auf. Wir fanden, dass der Begriff »Partnerschaft« unsere Situation besser

und präziser traf, hatten uns, um ehrlich zu sein, sowieso immer gefragt, warum alle Welt glaubt, man müsse sich bis ans Ende aller Tage als Ehepaar verstehen.

Schwer zu sagen, welcher Begriff die aktuelle Situation am besten beschreibt. Möglicherweise »Auszeit«, vielleicht auch »gütliche Trennung«, nur dass wir nicht geschieden sind. Noch wurden keine rechtlichen Schritte eingeleitet. Sarah und ich sind keine Ex-Partner. Wir telefonieren fast täglich und versuchen, einander auf dem Laufenden zu halten. Andererseits leben wir seit über einem Jahr getrennt, und ihr neues Zuhause in Toronto, die Eigentumswohnung in der vierunddreißigsten Etage, habe ich noch nie betreten.

Ich kann mir trotzdem vorstellen, wie sie den Samstagvormittag verbringt. Wie gehabt, nehme ich an. Ich sehe vor mir, wie sie durch die Zimmer schlendert, eine Zeitschrift oder ihr Telefon in der einen Hand, einen Becher Tee in der anderen. Sie schaut aus einem Fenster, verliert sich vielleicht im Anblick des Verkehrs. Wer weiß. Tatsächlich könnte sie alles mit jedem tun. Uns beiden stehen alle Wege offen, kaum etwas ist in Stein gemeißelt. Die Allergie aber schon. Wenn Sarah sich keiner ärztlichen Behandlung unterzogen hat, und das wäre mir neu, dann reagiert sie bis heute allergisch auf Katzen, egal, wo sie ist, egal, was sie tut. Ihre Allergie ist akut, so dramatisch, dass sie einen Epi-Pen haben muss, eine Katze kam also nie in Frage. Und ein Hund, mit dem man täglich Gassi gehen muss – die Runde drehen, das Bällchen werfen, dazu die Haare, der Sabber

und die Kotbeutel im Park –, nein, das hätte mich überfordert, wäre mir zu viel Öffentlichkeit gewesen.

Hätten wir unser anfängliches Leben weitergeführt, wären wir zu zweit geblieben, dann wäre wohl alles gut gegangen, dann hätten wir ewig weitermachen können. Das Problem waren unsere Kinder, drei an der Zahl. Damals zwischen sieben und dreizehn, also noch recht jung. Bald darauf entwickelten sie sich zu den Menschen, die sie heute sind.

Rückblickend weiß ich, dass es unsere intensivste gemeinsame Zeit war, der Höhepunkt, noch zehrender als die schlaflosen Nächte mit Neugeborenen oder die Entwöhnung von den Windeln. Es ist mir ein Rätsel, wie wir diese Jahre überstanden haben, durch blinden Durchhaltewillen, nehme ich an, einen Automatismus, befeuert von ungeahnten Kräften. Damals glichen wir dem komplexen Ökosystem eines Regenwalds mit seinen Ranken, seinem üppigen, tobenden Leben, seinem feuchten, dampfenden Moder. Wir hielten ein raffiniertes, genau austariertes Gleichgewicht, waren komplett miteinander verwoben, enger verbunden, als es je wieder der Fall sein sollte.

Die Mädchen hatten uns oft bedrängt, und am Ende knickten wir ein. Alle Freunde, alle Nachbarn, alle Cousins und Cousinen hatten Haustiere, ob Designer-Dackel, Husky-Welpen mit verschiedenfarbigen Augen oder haarlose, reinrassige Katzen. Es ließ sich schlicht nicht verhindern, dass ein solches Geschöpf auch bei uns Einzug hielt.

Wir begannen mit einem handelsüblichen, billigen Aqua-

rium. Einen knappen Monat lang blubberte ein Glasbehälter im Wohnzimmer, und wir ließen ein Dutzend Fische darin ersaufen. Nach einer raschen Erörterung der Alternativen gelangten wir zu der Einsicht, dass ein Kaninchen die beste Wahl sei, ein erster Schritt ins Reich der Säugetiere. Besser als Vogel oder Eidechse, darin stimmten wir alle überein, ausgeprägtere Persönlichkeit, mehr Interaktion.

»Vielleicht ist ein Kaninchen so ähnlich wie eine Katze.« Ich weiß noch, wie ich das sagte. Wir bekamen es durch eine Kijiji-Anzeige – »Kaninchen an gutes Zuhause abzugeben« –, und der Halter, ein Akadier, überließ uns das Tierchen am Ende umsonst.

Ich besuchte ihn und wurde in den mit Teppich ausgelegten Keller seines Hauses geführt. Dort wurde ich ausführlich über Futter, Kot und Streu belehrt.

»Müssen wir irgendwas beachten?«, fragte ich. »Wir kennen uns überhaupt nicht aus.«

»Hauptsache, Sie verputzen das Kerlchen nicht«, sagte der Mann. »Kaninchen schweben zwischen zwei Extremen, so ist das nun mal.«

Er ließ die Hand senkrecht durch die Luft sausen wie bei einem Karateschlag.

»Man möchte sie entweder zum Freund haben, oder man will sie schlachten und braten und abends verspeisen. Heute waren schon zwei Interessenten da. Und wenn sich gezeigt hätte, dass Sie auch so ein Arschloch sind, dann hätte ich die Anzeige sofort gelöscht. Den Typen stand es ins Gesicht ge-

schrieben. Sie hätten das Kaninchen zu Eintopf oder einem Frikassee verarbeitet, wie meine *grand-mère* es früher zubereitet hat, Sie verstehen? Eine Frechheit, mir so dreist ins Gesicht zu lügen.«

Was er mir denn ansehe, wollte ich wissen. Er lachte und tippte sich gegen die Schläfe. »Wenn ich das wüsste«, sagte er. »Man kann ja nur Mutmaßungen anstellen, wie? Man weiß nie genau, wie einer tickt. Aber wenn ich Sie so anschau, tja, dann würde ich sagen, dass Sie unseren Gunther nicht abmurksen. Sie sind nicht der Typ.«

»Gunther?«, fragte ich.

Er hockte sich hin, wiederholte den Namen dreimal in rascher Folge und schnalzte mit der Zunge.

Das Kaninchen kam unter dem Sofa hervor, sauste zu ihm und richtete sich auf, um zwischen den Löffeln gekrault zu werden.

»Es hört auf seinen Namen?«

»Aber klar. Tun wir doch alle, oder nicht?«

»Müssen wir den übernehmen?«

»Sie können tun und lassen, was Sie wollen, mein Freund. Sobald Sie zur Tür hinaus sind, ist es Ihr Kaninchen. Wenn Sie wollen, dass es auf Sie hört, wäre es aber besser, den vertrauten Namen zu benutzen.«

Ich streckte eine Hand aus, und Gunther beschnupperte meine Finger und leckte daran. Ich fand seine Zunge damals komisch. So lang und so trocken. Die Zunge eines Kaninchens ist sehr lang und sehr trocken.

Der Mann lächelte.

»Ein gutes Zeichen«, sagte er. »Das passiert selten. Gunther fremdelt meist. Es kann dauern, bis er sich entscheidet.«

Das Kaninchen kratzte sich, indem es den juckenden Kopf an meinem harten Schienbeinknochen rieb.

Eine Veränderung bahnte sich an, das spürte ich.

»Wir sind uns also einig?«, fragte der Mann.

»Ich denke schon«, sagte ich. Und wir gaben uns die Hand.

»Und Sie versprechen mir, ihn nicht zu schlachten?« Das sagte er mit einer Art Lachen.

»Ja«, sagte ich und bekräftigte dies durch ein Nicken. Es war ziemlich albern.

»Würden Sie das unmissverständlich formulieren, laut und jetzt und hier?«

Diese Frage war nicht scherzhaft gemeint. Er sah mich bohrend an, und ich wich seinem Blick nicht aus. Er hielt meine Hand fest, und ich spürte, wie er meine Knöchel zusammenquetschte.

»Ich verspreche Ihnen, Gunther nicht zu schlachten.«

»Sehr gut«, sagte der Mann, und er lächelte und zuckte die Schultern. »Ich denke, das genügt.«

*

Es dauerte keine drei Wochen, da erwogen Sarah und ich, das Kaninchen einschläfern zu lassen.

»Es klappt nicht«, sagte sie. »Oder? Das merken wir doch beide. Ist mir egal, was wir machen – verkaufen, zurückbringen oder im Tierheim abgeben –, aber so kann es nicht weitergehen. Wir sollten uns eingestehen, dass es ein Fehler war.«

Die Kinder hatten das Interesse verloren, und das Kaninchenklo war das reine Grauen. Wir benutzten eine billigere Streu, die Gunther verhasst war. In den ersten paar Tagen hatte er zwei geliehene Bücher geschreddert und ein halbes Dutzend Kabel durchgenagt, ohne von einem Stromschlag dahingerafft zu werden. Außerdem litt er an einer Infektion, die er sich vermutlich während seines Umzugs eingefangen hatte, vielleicht hatte er sich auch bei uns angesteckt. Der Anblick war jedenfalls grässlich. Zähflüssiger gelber Eiter verklebte das Fell unter seinen Augen, beide Tränenkanäle waren rot und grün geschwollen. Er fraß kaum noch, und der verheißene trockene, leicht zu entfernende Kot war Durchfall gewichen. Unsere weiße Couch, die bis heute existiert, jene, auf der ich mit Gunther vor dem Fernseher sitze, war voller Kaninchenkacke.

Auch ich entwickelte Beschwerden. So hatte ich Atemprobleme, in den Membranen meiner Brust nistete sich eine Art Asthma ein. Meine Lunge war ungewohnt empfindlich – im Zentrum meines Inneren schien eine wundete Stelle zu erblühen –, und ich schaffte morgens kaum noch die Treppe. Die Ursachen blieben unklar, es konnte nicht als sicher gelten, dass es an Gunther lag. Die Ärzte nann-

ten unterschiedliche Gründe – etwa eine Veranlagung, die plötzlich Symptome hervorrief. Was mich betraf, so hatte ich meine eigenen lungenpfeifenden Theorien und neigte zu der Ansicht, dass das Kaninchen und ich nicht füreinander geschaffen waren.

Wir brachten es zu einem Tierarzt, der das Gegenteil von hilfreich war.

Der Typ klatschte Gunther auf den Untersuchungstisch aus rostfreiem Stahl, leuchtete ihm in Augen und Ohren und tastete ihn ab. Das dauerte keine zehn Minuten. Danach riss er sich die lila Handschuhe herunter und pfefferte sie in einen Mülleimer.

»Gut«, sagte er, »ich will offen sein.«

Er neigte den Kopf zur Tür. Dahinter, im Wartezimmer, saßen mindestens zehn weitere Leute, alle mit ihrer Leine und ihren Leckerlis und ihrem heiß geliebten Haustier.

»Sie haben sicher gesehen, dass wir hauptsächlich Katzen und Hunde behandeln. Verstehen Sie, was ich damit sagen will? Diese Tiere machen fünfundneunzig Prozent unserer Fälle aus. Wir haben also wenig Erfahrung mit Exoten, fürchte ich.«

»Exoten?«, fragte ich. »Soll das heißen, ein Kaninchen zählt zu den Exoten?«

»Für mich schon. Um es klipp und klar zu sagen: Ich habe die Standarduntersuchung durchgeführt, die in unserem Basistarif enthalten ist. Für weitere Diagnosen müsste es geröntgt werden, und ich nehme an, das halten auch Sie

für übertrieben. Jedenfalls im Falle eines Kaninchens. Noch dazu bei einem Kaninchen, das nicht mal sterilisiert ist.«

In diesem Moment schien die Sache entschieden zu sein. Gunther war schon fast Geschichte. Der Weg in eine andere Zukunft stand offen, es boten sich neue Perspektiven.

»Also«, sagte er, »wie wäre es, wenn ich Sie kurz allein lasse, damit Sie in Ruhe überlegen können, wie Sie Abschied nehmen möchten. Sollten Sie bei meiner Rückkehr beschlossen haben, dass weitere Untersuchungen überflüssig sind, dann würde ich das Tier sedieren und die Infusion vorbereiten. Wann diese verabreicht wird, dürfen Sie entscheiden. Das wäre ein schmerzloses, friedliches Ende. Was hätte ein Kaninchen, das nicht mehr fressen, trinken oder sehen kann, schon noch vom Leben?«

Als er ging, fiel mir auf, wie er von dem ernsten Leben- und-Tod-Ausdruck auf die heitere Halbjährlicher-Gesundheitscheck-Miene umschaltete, die für seine Stammklientel bestimmt war.

Ich drehte mich zu Sarah um, aber sie packte Gunther schon wieder ein, um ihn mit nach Hause zu nehmen.

»Scheiß auf den Typen«, sagte sie.

Ich lächelte und nickte. Meine Frau lässt sich nicht herumkommandieren.

Wir brachten Gunther nach Hause. Sarah entdeckte im Internet eine nette, bodenständige Veterinärin für Großtiere, die auf dem Land Rinder, gigantische Schweine, ja sogar Rennpferde behandelte, und obwohl sie wenig Er-